

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 108 (1982)
Heft: 38

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

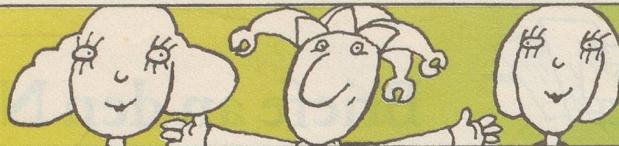
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Allzuviel ist ungesund

Journalisten sind samt und sonders eingebildete Pinsel. Stolze Gockel, die ihre Berufsfedern für eine aussergewöhnliche Zierde halten. Anstatt den Pegasus zu reiten, sitzen sie auf dem hohen Ross und behandeln Normalbürger wie Zweitklassmenschen!

Tausende sprechen dieses harte Urteil über zeitgenössische Tippzünftler. Einige von ihnen geniessen den schlechten Ruf, bemühen sich redlich, ihm gerecht zu werden. Andere leiden darunter, wollen den strengsten Richtern ihre Unschuld beweisen. Zu dieser Spezies gehört meine Kollegin Katharina.

Das brave Mädchen tut alles, um nicht als Katharina die Große Zeitungsgeschichte zu machen. Sie sucht sogar ständig einen Scheffel, unter dem sie ihr Licht stellen kann. Dass sie sich damit schadet, beginnt die Verletzliche langsam zu begreifen. Jedenfalls schwangen in dem Fazit einer Geschichte, die mir Katharina erzählte, Töne bitterer Reue.

Katharina schuftet als Redaktorin einer Programmzeitschrift. Betreut die Manuskripte der diversen Fernsehstationen. Sorgt dafür, dass sie – unter Berücksichtigung von Änderungen und Korrekturen – gedruckt erscheinen. Diese Tätigkeit bringt einen

relativ regen Leserkontakt mit sich; denn Kastengucker sind Leute, die manches wünschen und noch mehr kritisieren.

Katharina strengt sich im Umgang mit Abonnenten besonders an. Aus menschlichem und geschäftlichem Interesse. Was sie eines Föhntages erlebte, liess sie allerdings von der Flugbahn des demütigen Geduldsengels abweichen.

Katharina war via Sekretärin die Meldung zugegangen, ein schnaubender Anrufer habe sich darüber beklagt, dass im Blatt nur das halbe Bayern-Programm stehe. Fast sei ihm der seit Wochen wichtigste Beitrag entgangen. Die sorgfältige Katharina stutzte, holte eine Textvorlage aus dem Ablagekörbchen, prüfte sie eingehend, drehte die Wähl scheibe, sprach mit Münchner Medien schaffenden, schilderte das «Drama», fragte, wo sie geirrt habe, erhielt die beruhigende Antwort: Im Sommer strahle man erst abends Bilder aus, vorher sei doch kein Bein zu Hause.

Was Katharina geahnt hatte, ward Gewissheit. Die Treusorgende beschloss, den aufgebrachten Herrn umgehend zu beschwichtigen. Aber das geplante Plauderviertelstündchen fand nicht statt, weil der wilde Mann im Telefonbuch fehlte. Seufzend setzte sich Katharina an die Schreibmaschine, griff kräftig in die Tasten und füllte eine A 4-Seite mit Erklärungen. Zwei Tage später traute sie ihren Ohren nicht: Am Draht beferte der Empfänger ihrer Abhandlung:

«Hören Sie, Sie, Sie ... Was Sie sich leisten, ist das Letzte! Wer, glauben Sie, bin ich denn? Schik-

ken mir einen langen Brief. Stem peln mich dadurch zum Trottel. Ein Wort hätte genügt, zum Beispiel: Im Sommer ist es anders! Das wäre mir Bescheid genug gewesen. Aber das!

Übrigens stimmen Ihre Behauptungen gar nicht. Ich werde es Ihnen beweisen. Lese Ihnen gleich aus einer Illustrierten vor. Also: Vierzehn Uhr ... fünfzehn Uhr ... sechzehn Uhr ... immer etwas los. Sie hingegen wollen mir einreden, der Zauber beginne erst um achtzehn Uhr!»

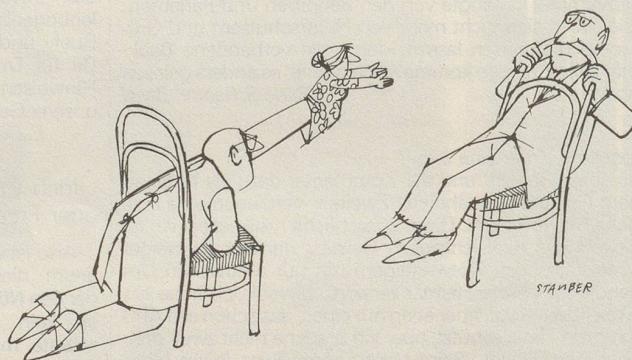
Katharina wurde kurz zum Käthi – zum eingeschüchterten Persönchen. Dann zuckten Blitze der Erkenntnis durch ihren wetterwolkigen Kopf: «Welches Datum trägt das Programm?» erkundigte sie sich ziemlich frostig. «März, natürlich!» donnerte der Besserwissen.

In Katharina brach ein Damm. Gestauten Emotionen nahmen ihren Lauf: «Sie haben die Angelegenheit ja noch immer nicht begriffen!» rief die Geplagte. «Sie

schimpfen über zu viele Sätze, dabei waren es zu wenige! Seit wann ist es im März Sommer?» «Sommer?» echte der Kläger. «Was heißt Sommer? – Ich bestelle Ihr Heft ab!» «Ist mir doch egal!» krähte die völlig frustrierte, total verwandelte Katharina. «Aha, so behandeln Sie Ihre Kunden! Verstehe: Sie haben genug Abonnenten!» «Natürlich!» behauptete Katharina trotzig. «Um so besser! Künftig ohne mich!» «Ist mir wirklich Wurscht!» keuchte Katharina, die an ihrer Wut beinahe erstickte. «Ade!» bellte der Eiferer – und brach die Verbindung ab.

Katharina rührte sich eine Zeitlang nicht von der Stelle. Brütete vor sich hin, schwor endlich, nie mehr in ihrem ganzen Journalistenleben einem einzelnen so viel Aufmerksamkeit zu schenken.

Das jedenfalls vertraute sie mir an. Ich, die ich Katharina seit Jahr und Tag kenne, lächelte sanft, dachte: Wer's glaubt ...



Abschied vom Sommer

Der Sommer hat sich zur Ruhe gelegt. Frühmorgens, im Wald, sitzt ein feiner Nebel in den Bäumen, und die Landschaft gleicht einer Radierung. Das Grün der Blätter hat seine Leuchtkraft eingebüßt, und die blaue Seide des Himmels wirkt vergilbt. Jubilierende Vogelstimmen sind rar geworden und werden vom Lärm der Krähen unterdrückt. Der Herbst wischt mit einem feuchtkalten Tuch über das Gesicht der Ebenen und jagt den Wind durch die Felder. Eine matt werdende Sonne kriecht gegen Westen und übergibt das Firmament der

Nacht. Auch am Nachthimmel übernimmt der Herbst die Führung.

Wer Interesse am Sternenhimmel hat, kann sich nun am Sternbild Pegasus (Pegasus-Viereck) orientieren. Nach dem griechischen Mythos war Pegasus ein Flügelross, durch dessen Hufschlag die Quelle der Muse entstand, weshalb man es auch Dichterross nannte. Gleichsam in der Fortsetzung am Himmel liegt Andromeda. Sie galt als Tochter von König Kepheus und Königin Cassiopeia – zwei Sternbilder, die das ganze Jahr über sichtbar sind. Etwas vom Schönsten, das man beobachten kann, ist ein Kugelsternhaufen, zum Beispiel derjenige im «Herkules»,

der auch von blossem Auge zu sehen ist. Im kleinen Fernrohr erscheint er als Nebelwölkchen, und im grossen Gerät zerfällt er in Hunderte, ja Tausende von Sternen, die im Zentrum zu einem einzigen Glutball angeordnet scheinen. Die Entfernung dieses Sternhaufens beträgt 25 000 Lichtjahre (1 Lichtjahr = 9,5 Billionen Kilometer).

Wenn ich so stehe in den Feldern und den Lauf der Gestirne verfolge, wird mir bewusst, wie winzig unsere Erde ist und um wieviel kleiner wir Menschen sind! Ich bin überzeugt, dass nichts, was die Zivilisation zu bieten hat, an das herankommt, was uns der Sternenhimmel geben kann.

Irgendwo habe ich etwas sehr Hübsches gelesen: Bei hellem Tageslicht ist der entfernteste «Körper», den man sehen kann, die Sonne. Aber nachts sieht man Sterne, die Millionenmal weiter weg sind. – Vergessen wir das nicht, wenn unsere private Welt wieder einmal dunkel scheint!

Leni Kessler

Versuchskrieg

Immer wenn irgendwo auf der Welt neue Konflikte, militärische Aktionen aufflammen, geht mir ein Stich durch die Magengegend. Es verschlägt mir jeweils sozusagen die Sprache, und mit Entsetzen verfolge ich die weitere Ent-

wicklung dieser «Kleinkriege». Wie weit mag wohl das Kriegsfeuer um sich greifen? Wo wird dem Schrecken endlich Einhalt geboten?

Seit Falkland sind weitere, schlimmere Kriegsaktionen ausgelöst worden, und alle forderten Tote, Verletzte, hinterliessen grässliche Spuren und tiefes Leid.

Aber beim Falkland-Konflikt erschien mir die ganze Situation absurd! Mein Verstand wollte nicht wahrhaben, dass tatsächlich rund hundert Schiffe und 26 000 Mann englischer Nationalität auf eine 13 000 Kilometer lange Reise geschickt wurden, um – wenn man die Landkarte betrachtet – diese winzigen, kargen Inseln zurückzuerobern. Ich konnte nicht glauben, dass gerade in diesem Fall die Diplomatie versagte. Gwiss, ich bin kein Politiker und kann nur ahnen, worum es eigentlich ging. Aber ich frage mich heute: Hat sich dieser Riesenauwand an Menschen, Material und Geld gelohnt? Und das Leid, das auf beiden Seiten so vielen Menschen zugefügt wurde?

Während der ganzen «Aktion» konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass hier einige führende Militärpersönchen wieder einmal «Chriegerlis» spielen und den Ernstfall proben wollten. Nach einem Bericht des «Tages-Anzeigers» hat es sich bei der Rückeroberung der Falkland-Inseln durch Grossbritannien um die «waghalsigste Militäraktion der jüngsten Zeit» gehandelt. Wenn ich diesen Bericht durchlese, verstärkt sich mein Verdacht, dass es vor allem darum ging, neue Waffen auszuprobieren und militärische Aktionen «hautnah» durchzuspielen. Wie aber lassen sich künftig solche «Versuchskriege» vermeiden? Wann endlich wird die Vernunft menschliches Leid verhindern helfen?

Lisbeth Vontobel

Die Geschichte der Anna L.

In der Zeitung stand: Der Freitod der Anna L. hat in ihrer Umgebung grosse Bestürzung hervorgerufen. Das Unglück ereignete sich an einem Freitagabend, gefunden wurde Anna L. erst am Sonntag.

Anna L. war 41 Jahre alt, von Beruf Kunstmalerin. Sie ging in ihrer Arbeit auf, fühlte sich durch und durch als Künstlerin und war fest gewillt, ihren Lebensunterhalt durch die Kunst, das heißt durch ihr Können, zu verdienen. Eine Zusatzarbeit in einem Büro anzunehmen war ihr deshalb nicht möglich. Sie arbeitete hart, ja verbissen, rechnete durchschnittlich einen Monat Zeitaufwand für ein Bild. Sie lebte sehr

bescheiden – auf dem absoluten Existenzminimum – mit ihren Kunstwerken in einer Garage, in der außer den Malutensilien nur das Allernötigste vorhanden war. Unter kärglichsten Bedingungen schuf sie ihre Bilder.

Obschon Anna L.s Bilder in der Presse gelobt wurden und in Fachkreisen Anerkennung fanden, verkauften sie sich schlecht. Anna L. war keine «Händlerin», und sie verstand es nicht, sich und die Bilder in ein günstiges Licht zu rücken.

Um sie herum lebten die Leute in Luxus und Überfluss, konsumenten unbekümmert und warfen achtlos Dinge weg. Anna L. aber hatte oft nicht das tägliche Brot ...

Sie zerbrach schliesslich am Verständnis ihrer Umgebung, an der Teilnahmslosigkeit, an der Trägheit und Gleichgültigkeit ihrer Mitmenschen.

Jetzt, nach ihrem Freitod, ist die Umwelt bestürzt. Jetzt, wo es zu spät ist, fragt man sich (Anna L. lebte in unserer Nähe), was man hätte tun können.

Wir haben alle unsere eigenen Sorgen, leben im täglichen Stress, haben keine Zeit, uns um Nachbarn zu kümmern. Und – sollten wir etwa der Hüter unseres Bruders sein?

Ich meine: – ja! Ich hätte leicht auf den Kauf neuer Schuhe, neuer Kleider, teurer Bücher (die ich hätte ausleihen können) verzich-

tet. Ich hätte mein Geld ebenso gut und besser im Atelier von Anna L. gelassen, hätte ihr Mut und ein wenig Lebensfreude geschenkt. Ich hätte ein wenig Zeit opfern und mit ihr über ihre Bilder reden sollen –. Ich hätte gewonnen dadurch.

Ich tat es nicht! Bestürzt schaue ich auf meine überquellenden Schränke, auf meinen Hauptsatz – die Hälfte würde mehr als genügen – und erkenne mit Schrecken meine Trägheit des Herzens.

Anna L. schicke ich alle meine guten Gedanken nach. Wenigstens das tue ich. Suzanne Geiger

Echo aus dem Leserkreis

Stein der Weisen

(Nebelspalter Nr. 34)

Liebe Suzanne Geiger

Sie berichten, dass Ihre Freundin Leonore in einem vierzehntägigen Einsatz als Spitalhelferin in der Abteilung für Patienten mit multipler Sklerose quasi den «Stein der Weisen» gefunden habe. Das heißt: Helfend habe sie eine grosse Dankbarkeit für ihre eigene Gesundheit, ein Glücksgefühl überschwemmt.

So weit, so gut.

Seit 27 Jahren pflege ich unsere geistig schwerstbehinderte Tochter Christine zu Hause. In diesen langen Jahren sind viele Frauen nach einem Besuch bei uns glücklicher in ihre Familien zurückgekehrt. Unser behindertes Kind liess sie Gott dafür danken, dass sie selbst kein behindertes Kind hatten.

Auch gut.

Ein Teil des Sinns einer unheilbaren Krankheit, einer Behinderung muss also darin bestehen, dass die Gesunden sich ihrer Gesundheit bewusster werden.

Wo aber liegt der Sinn einer Behinderung für den, der sie zu tragen hat?

In 27 Jahren habe ich den «Stein der Weisen» nicht gefunden.

Eva Vögeli

Humorlos

(Nebelspalter allgemein)

Der Nebelspalter war doch von jeher eine humoristisch-satirische Zeitschrift. Viele Beiträge veranlassen nur zum Schmunzeln, andere zum

DU BIST DEINE AGGRESSIONEN HEUTE IM GESCHÄFT WOHL NICHT LOSGEWORDEN?



Nachdenken, zum Beispiel diejenigen von Bruno Knobel und René Gils, Horst usw. – einfach eine Lektüre, die man zum Leben braucht und auf die ich mich jede Woche freue.

Warum macht seit einiger Zeit die Seite «Von Haus zu Haus» eine Ausnahme? Gibt es keine Mitarbeiterinnen mehr, die Humor haben? Oder schickt Ilse jene Artikel an die Absenderin zurück? Eine langjährige Leserin macht sich darüber Gedanken.

Fanny Hohl

Neuer Lebensmut

(Nebelspalter Nr. 32)

Liebe Ilse

Hab Dank für Deinen persönlichen, aufrichtigen Artikel! Eine wahrhaft seltene Erscheinung in der aktuellen Flut der schönen Worte und Phrasen!

Wer die Welt verbessern möchte, übersieht gerne, dass den Menschen in dieser Beziehung eindeutig Grenzen gesetzt sind. Auch in einer gerechten, friedlichen Weltordnung wird dem Menschen der eigene Tod und der Verlust von Angehörigen und Freunden nicht erspart bleiben. Diese Gewissheit, zwar meist verdrängt und auf später aufgeschoben, relativiert alle übrigen Schrecken und Bedrohungen.

Muss aber ob dieses Blicks in die Abgründe des Lebens das Dasein zum Possenspiel werden?

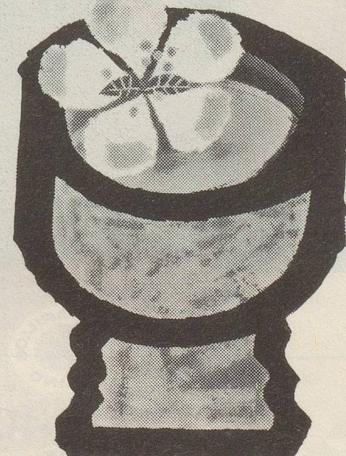
Gib diesem Spiel einen anderen Namen! Setz ihm ein positives Vorzeichen! Zu viele Geheimnisse sind hineingewoben, als dass Worte wie «Trug» und «Täuschung» es ausloten könnten. Sei Deinem Alltagstrott dankbar! Er zwingt Dich, Fuss vor Fuss zu setzen, statt stehenzubleiben und in den Abgrund zu starren. Hinter der Alltagsmaske, die Du jetzt tragen musst, werden sich neue und unerwartete Dinge ereignen. Es gehört zu den Wundern dieses geheimnisvollen Spieles, dass eines Tages die Lebensfreude wieder durchbricht, dass das Leben wieder schön und sinnvoll erscheint, dass das äussere und das innere Leben wieder zusammenstimmen.

Albert Schweitzer spricht vom «Tal der Resignation», das durchschritten werden muss. Aber auf nachher verspricht er uns Weite und eine neue Art von Lebensmut, die nicht blosse Gedankenlosigkeit entspringt.

Aufrichtigkeit ist der unentbehrliche Begleiter auf diesem Weg! Du bist schon sehr viel weiter gekommen, als Du glaubst, Ilse!

Margrit

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet